

Südtirol Krimi

RALPH NEUBAUER

KOMMT ZEIT KOMMT TAT



ATHESIA

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
abrufbar: <http://dnb.d-nb.de>

3. Auflage 2022

© Athesia Buch GmbH, Bozen (2013)

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Umschlagfoto: Shutterstock/Fabio Lotti

Autorenfoto: Foto-Meyerhenke, Haan

Design & Layout: Athesia-Tappeiner Verlag

Druck: Finidr, Tschechien

Papier: Umschlag Symbol Card, Innenteil Alto Blanc

Gesamtkatalog unter

www.athesia-tappeiner.com

Fragen und Hinweise bitte an

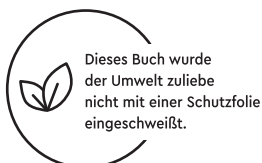
buchverlag@athesia.it

ISBN 978-88-6839-655-8

ISBN 978-88-6839-024-2 (e-Book)

Bildbeschreibung Umschlag

Die Stadtmauer von Glurns



RALPH NEUBAUER

Kommt
ZEIT
kommt
TAT



ATHESIA VERLAG

Null

Glurns schlief noch zu dieser frühen Stunde. Das war seine Zeit. Die Glurnser mochten ihn ohnehin nicht. Das spürte er jeden Tag. Sie zeigten es mit ihren Blicken, die sie ihm zuwarfen und sie zeigten es, indem sie den Blick von ihm abwandten. Sie zeigten es, indem sie ihn fortjagten. Manchmal wehrte er sich. Meistens aber nicht. So zog er es vor, seine Runden zu den Zeiten zu machen, wenn alle anderen noch schliefen. Dann gehörte Glurns ihm. Er mochte Glurns. Das war sein Revier. Gerade groß genug für ihn. Er kannte jeden Winkel. Wusste, wo es was zu holen gab. Denn gegeben wurde ihm nie etwas. Daran hatte er sich gewöhnt. Er war auch keine Schönheit. Seine Augen waren meist zu schmalen Schlitzen verengt, was ihm einen verschlagenen Ausdruck gab. Seine Mimik und sein ungepflegt wirkender Bart ließen ihn unsympathisch wirken. Das war ihm selber kaum bewusst. Er spürte allein die Ablehnung, die ihm tagtäglich entgegenschlug und hielt dies für das normale Leben.

Die ganz frühen Morgenstunden waren die Zeit, die er genoss. Niemand war auf den Straßen von Glurns. Außer einigen Katzen. Ihr Pech. Auch wenn die Straßen leer waren und kein Laut zu hören war, vermied er die Hauptstraße, die sich kopfsteingepflastert, an den sauber verputzten, mit hellen Pastellfarben gestrichenen Stadthäusern entlangschlängelte. Er bevorzugte die krumm verlaufenden Seitenstraßen, mit den oftmals unverputzten Häuserfronten, die Laubengänge. Hier gab es mehr zu entdecken und auch zu finden.

Seit einigen Wochen hatte sich sein Leben deutlich verbessert. Jemand Neues war nach Glurns gekommen. Er war anders zu ihm. Das hatte er sofort gespürt, als sich ihre Blicke zum ersten Mal gekreuzt hatten. Der junge Mann hatte nicht sofort weggeblickt. Er war stehen geblieben und hatte ihn betrachtet – ohne Angst und ohne Abscheu zu zeigen, vor dem alten, am Rande der Stadtmauer gelegenen Haus, das alle in Glurns die »Stadtmühle« nannten. Der Blick, den ihm der Mann, den er noch nie vorher gesehen hatte, zuwarf, war nicht mitleidig, nicht bewertend, sondern klar und erkennend. Es kam ihm vor, als würde der Mann ihn annehmen, so wie er war. Und das hatte in ihm ein freundschaftliches

Gefühl ausgelöst, das er fast schon vergessen hatte. Da war einer, der so war wie er. Ein Einzelgänger.

Seither patrouillierte er täglich an der Stadtmühle vorbei. Sogar tagsüber, wenn Glurns wach war. Der Mann war nicht immer da. Aber wenn er da war, blickte er ihn freundlich an und grüßte ihn auch. Vor zwei Wochen hatte er damit begonnen auf die kleine hölzerne Terrasse hinter dem Haus, über die man gehen musste, um ins Haus zu gelangen, einen Teller mit Essen hinzustellen. Der Mann hatte ihm bedeutet, dass es für ihn sei. Er hatte zuerst gezögert. Seine Erfahrungen mit den Menschen waren nicht gut. Sein Hunger, seine Neugier und dieses Gefühl, dass dieser Mann anders war als die anderen, hatten ihn das Angebot aber schließlich annehmen lassen. Seither machte er sich keine Gedanken mehr darüber, wo er etwas finden würde. Er wusste jetzt, dass der Tisch für ihn gedeckt war.

Sie hatten beide stillschweigend die Übereinkunft getroffen, dass der Teller mit Essen in den ganz frühen Morgenstunden bereitstehen musste. Dann, wenn er seine erste Runde durch Glurns machte. Der Mann war immer zuverlässig.

Heute war es anders. Er konnte es spüren und riechen. Noch bevor er die gepflasterten Stiegen nahm, die rechts neben dem Haus den Weg zur hölzernen Terrasse ebneten, wusste er, dass der Mann nicht mehr lebte. Der Teller, den er immer unter die Bank gestellt hatte, war nicht da. Alle seine Sinne sagten ihm, dass in dem Mann, den er hinter der alten Holztür wahrnehmen konnte, kein Leben mehr war. Seine Sinne teilten ihm schmerzlich mit, dass damit ein Teil von ihm selbst gegangen war. Dieser Schmerz entlud sich in einem langen, tiefen, nicht enden wollenden Heulen. Er saß vor der Tür, schwarz, mit fast geschlossenen Augen, der wilden zotteligen Mähne um seinen mächtigen Hals, dem komisch wirkenden Haarstreifen, der wie ein Irokesenschnitt über seinen langen Rücken lief und ihm, da sein restliches Fell fast überall ausgefallen war, eine unheimliche Anmutung verlieh. Er heulte und heulte und nach und nach wurden die Lichter in den umliegenden Häusern angeschaltet, die Anwohner schauten aus den Fenstern, konnten nicht erkennen, was los war. Die ersten kamen aus den Häusern und beobachteten den

Hund, den sie alle seit Jahren kannten, aber nicht mochten. Was machte der Streuner da? Warum heulte er wie ein Wolf? Warum ging er nicht von der Tür der Stadtmühle weg?

*

Die Leute wunderten sich, dass der alte Hund sie ungehindert zur Tür gehen ließ. Sie erlebten ihn mitunter als aggressiv, wenn ihm jemand zu nahe kam. Er führte ein eigenes Leben in Glurns. Ging den Menschen aus dem Weg. Lag aber auch da herum, wo es ihm gefiel und döste. Dann sollte man ihn in Ruhe lassen, sonst zwackte er nach einem. Die Glurnser hatten sich damit abgefunden. Leben und leben lassen, war insoweit das Motto, unter das sie ihre Beziehung zu dem »schworzn Hund«, den sie »Mourl« nannten, gestellt hatten. Umso mehr entfachte das Verhalten dieses einzelgängerischen Hundes ihre Neugier. Morgens um vier so ein Lärm, das waren sie nicht gewohnt. Zumal der »Lärm« eher ein Wehklagen war. Der Klang des Geheuls enthielt Trauer, Anklänge von Wehmut. Es war aber auch wie ein Rufen um Hilfe.

Die Tür war nicht verschlossen. Der Erste, der sich getraut hatte an »Mourl« vorbei zu gehen, um nachzuschauen, was hinter der Tür war, erkannte zuerst nichts. Als er den Lichtschalter gefunden und damit die spärliche Beleuchtung des Raumes eingeschaltet hatte, sah er, was der Hund schon lange wusste. Der Mann, der seit einiger Zeit die Stadtmühle für sich herrichtete, den sie alle nur vom Sehen kannten und von dem die meisten nicht einmal den Namen wussten; der Mann, um den sich sofort einige Geschichten rankten, obwohl ihn niemand richtig kannte, hing regungslos mitten im Raum, den Kopf abgeknickt in einer Schlinge, die beschuhten Füße einen halben Meter vom Boden entfernt. Die Arme baumelten völlig ohne Spannung an den Seiten des toten Körpers.

Eins

Montag

Eduard Thaler hatte Bereitschaftsdienst. Nur deshalb ärgerte er sich nicht, als ihn kurz nach 5 Uhr früh ein Anruf aus dem Schlaf riss. »Selbstmord«, dachte er, als er der Schilderung seines Freundes, Martin Sagmeister, folgte. Und weiter dachte er: »Das könnten doch auch die örtlichen Carabinieri erledigen ...« Aber er knurrte nur nach innen. Wenn ein Freund anrief, musste man helfen. Und eigentlich war es egal, ob die Carabinieri oder die Staatspolizei den Fall aufnahmen. Nur, dass es bis Glurns recht weit war, von Bozen aus. Allein deshalb wäre es vernünftiger gewesen, die Carabinieri würden den Fall übernehmen. Eduard seufzte. »Glurns«, überlegte er. »Ziemlich hoch oben im Vinschgau. Da brauche ich mindestens eine Stunde.« Er gähnte. »Andererseits komme ich mal wieder raus.« Bei einem Selbstmord war Eile auch nicht das erste Gebot. Rasieren war also noch drin. Während er das Messer durch den Schaum zog und das leise Knistern vernahm, das die scharfe Klinge erzeugte, wenn sie die harten Barthaare abschnitt, überlegte er, dass er Francesca nach Glurns mitnehmen würde. Erst gestern hatten sie sich darüber unterhalten, dass Francesca von Südtirol noch gar nicht viel gesehen hatte, seit sie ihren Dienst in der Bozner Questura aufgenommen hatte. Francesca war zwar schon etwas länger im Kommissariat als er, kam aber ursprünglich aus Sardinien. Er hingegen war ein echter Südtiroler – der Einzige im Kommissariat. Ihr gemeinsamer Chef, Commissario Fabio Fameo, kam aus Rom. Aber seit er eine Südtirolerin geheiratet hatte, holte er schnell auf, Südtirol und die Südtiroler in ihrer Komplexität zu verstehen. Er machte dank seiner Ehefrau schnell Fortschritte. Eduard wusste: Südtirol war ein kompliziertes kleines Land. Francesca hatte keinen solchen Bonus. Sie lebte mit ihrer Freundin Julia zusammen. Die war als freie Journalistin in der ganzen Welt zu Hause. Südtirol war, zumindest für Julia, daher eher so etwas wie ein Schrebergarten, in den man sich zur Erholung zurückzog. »Es ist eine gute Idee, Francesca mitzunehmen«, dachte Eduard, als er sein Gesicht mit langsamen, klaren und exakten Zügen des Rasiermessers vom Rasierschaum und den Barthaaren befreite.

Der Arzt, den sie gerufen hatten, musste seinen Zorn herunter-schlucken, als er sah, dass niemand es für nötig erachtet hatte, den Mann vom Strick abzunehmen. Aber als er den Mann untersuchte und feststellte, dass er schon länger tot gewesen sein musste, beruhigte er sich wieder. »Auch wenn sie ihn sofort nach der Entdeckung abgenommen hätten«, dachte er, »wäre er mit Sicherheit nicht mehr zu retten gewesen.« Für ihn war der Fall klar. Der Mann hatte sich erhängt. Der Totenschein war schnell ausgefüllt. Er sehnte sich jetzt nach einem ausgiebigen Frühstück, benötigte einen starken Kaffee und im Anschluss daran warteten die Praxis und seine Patienten.

Als Eduard und Francesca gegen 8 Uhr bei der Stadtmühle eintrafen, wurden sie von Eduards altem Freund, Martin Sagmeister, in Empfang genommen.

»Schön, dass du gekommen bist. Ich dachte, wenn ich schon einen von der Polizei kenne, dann rufe ich den direkt an.« Eduard nickte nur und stellte Francesca vor.

»Es war Selbstmord?«, fragte Eduard.

Martin zuckte mit den Schultern: »So wie es aussieht, war es Selbstmord. Ich habe ihn gefunden.« Er zögerte. »Eigentlich war es der Hund«, er zeigte auf »Mourl«, der sich auf die Holzveranda vor dem Eingang gelegt hatte und sich nicht mehr rührte, seit die Leute die Tür zur Stadtmühle geöffnet hatten. In diesem Moment hatte er sein Geheul eingestellt, sich niedergelegt und gewartet.

Francesca hatte mittlerweile den Raum betreten. Das geringe Licht der eingeschalteten Beleuchtung und das Tageslicht, das sich seinen Weg durch die drei kleinen Fenster suchte, ließen sie erkennen, wer sich in dem Raum aufhielt. Auf dem Boden lag ein Mann. Leblos. »Das wird der Mann sein, der sich umgebracht haben soll«, dachte sie. Weiter war ein Mann in Feuerwehruniform anwesend. Der blickte auf, als Francesca den Raum betrat. Sie stellt sich vor: »Francesca Giardi, Polizia di Stato aus Bozen.« Der Feuerwehrmann nickte ihr zu. »Ich habe ihn abgenommen. Da hat er gehangen«, er zeigte auf den mittleren der starken, dunklen Querbalken, die als Trägerbalken die Bodenbretter der ersten

Etage trugen und längs durch den Raum gezogen waren. An dem mittleren Trägerbalken war eine eiserne Schlaufe befestigt, stark genug, um große Gewichte zu halten. Früher vielleicht als Umlenkrolle benutzt, um schwere Säcke voller Getreide hochzuziehen. Und heute ...

Francescas Blicke durchstreiften den Raum und trafen auf gelebte Vergangenheit. Direkt am Eingang wäre sie im diffusen Licht beinahe über zwei Mühlsteine gestolpert, die übereinandergestapelt waren. Eine eiserne Klammer griff mit ihren Enden in eigens dafür geschlagene Löcher an der Seite des oberen Steins und mit der Hilfe eines starken Gewindes, das an einem der anderen Trägerbalken montiert war, hatte der Müller, der früher hier gearbeitet hatte, die schweren Steine zu bewegen vermocht. Francesca war keine Expertin für Getreidemühlen, aber alles was sie erblickte, schien klug und einer Aufgabe folgend im Raum angeordnet zu sein. Es war ihr, als betrete sie eine Maschine, deren Einzelteile genau so viel Platz ließen, wie ein kundiger Mensch brauchte, um sich als steuerndes Element einzufügen. Aber der Raum gab auch preis, dass hier vor Kurzem gearbeitet worden war. Es sah so aus, als würden der Mühle ihre Eingeweide entnommen. Dabei hatte es den Anschein, als sei dies sorgfältig geschehen. Sie sah Stapel von Einzelteilen ehemals nützlicher Gerätschaften, die ordentlich, ja respektvoll geschichtet waren.

Francesca sah, dass der Strick, an dem der Mann gehangen haben musste, durchschnitten worden war. Das Ende des Stricks, das durch die eiserne Schlaufe gezogen war, baumelte über dem Kopf der Leiche. Die Schlaufe des Stricks, mit dem der Mann sich stranguliert hatte, lag neben ihm am Boden. Irgendjemand musste sie ihm abgenommen haben. Francesca beugte sich zu der Leiche und besah sich die Stelle, an der die Schlinge den Hals zugezogen hatte. Dann musterte sie die Umgebung.

»War schon ein Arzt hier?«, fragte sie den Feuerwehrmann.

»Ja, Dr. Steiner war schon da. Ist aber gleich wieder weg. Das soll ich Ihnen geben.« Er händigte Francesca einen Totenschein aus. Vermerkt war: »Tod eingetreten durch Strangulation.«

Francesca nickte und steckte den Totenschein ein. Dann wandte sie sich dem Feuerwehrmann zu: »Sagen Sie, was genau haben Sie gesehen, als man Sie geholt hat? Wer war alles anwesend? Und was haben Sie genau gemacht?«

Der Feuerwehrmann stutzte. »Die Sache war doch völlig klar. Warum all diese Fragen?«, dachte er. Er seufzte, weil er schon viel zu lange hier gewartet hatte. Er hatte noch gar nicht gefrühstückt und zur Arbeit kam er auch zu spät. Er rasselte daher herunter, was ihm zu den Fragen der Commissaria einfiel: »Also, als ich hier reinkam, standen alle aus der Nachbarschaft im Raum herum. Einer hat dann die Polizei gerufen. Das war der Martl. Irgendeiner wird auch den Doktor gerufen haben. Denn der kam kurz nach mir. Er hat gleich alle raus geschickt und mir gesagt, dass ich den Mann abnehmen solle. Das habe ich dann zusammen mit dem Doktor gemacht. Ich habe den Mann gehalten, der Doktor ist auf den Stuhl und hat den Strick durchgeschnitten. Er hat den Mann untersucht und gesagt, dass er schon länger tot sein muss. Den Strick haben wir ihm dann abgenommen. Da liegt er. Ich habe auf die Polizei gewartet, weil mir der Doktor gesagt hat, dass ich Ihnen den Totenschein geben soll.«

Der Feuerwehrmann verstummte.

»Der Stuhl, auf den der Doktor geklettert ist, um den Strick durchzuschneiden, wo genau hat der gestanden?« Francesca blickte sich im Raum um. Es gab genau zwei Stühle, die etwas abseits von dem Platz standen, an dem der Mann sich erhängt hatte. Der Feuerwehrmann schaute von einem Stuhl zum anderen. Er wusste es nicht. Die Antwort klang auch dementsprechend.

»Ich glaube, der Doktor hat den Stuhl wohl weggestellt«. Dabei deutete er auf einen der beiden Stühle, der dem Ort des Geschehens am nächsten stand.

»Und wo hat der Stuhl gestanden, als Sie hereingekommen sind?«

Der Feuerwehrmann machte jetzt ein unwilliges Gesicht. »Was stellt die denn für Fragen? Woher soll ich das denn wissen?« Francesca sah ihm an, dass er es nicht wusste, weil er nicht darauf geachtet hatte. Sie fragte weiter: »Wenn Sie sich umbringen wollten – nur mal angenommen – und Sie nehmen sich einen Strick, den Sie an diesem Balken befestigen«, dabei deutete sie auf die Stelle, an der die Reste des Stricks hingen, »dann brauchen Sie eine Leiter oder einen Stuhl, um an diesen Balken heran zu gelangen«. Sie schaute auf die Leiche. Der Mann war ca. 1,80 m groß. Der Balken war ca. 2,50 m hoch. Auch bei ausgestreckten Armen reichte der Mann nicht hinauf. Er musste also einen Stuhl oder einen